

Walther Rode – Deutschland ist Caliban

Walther Rode, 1876 in der Bukowina geboren, stammte aus großbürgerlichem Elternhaus und arbeitete seit 1907 in Wien als Rechtsanwalt. War Verteidiger in aufsehenerregenden politischen Prozessen und Gegner der menschenverachtenden Justiz. War seit 1918 zunehmend als politischer Publizist tätig, schrieb für Zeitungen und Bücher. Musste 1928 seine Anwaltskanzlei aufgeben und siedelte in die Schweiz um, wo er 1934 stirbt. »Deutschland ist Caliban« ist eine der ersten Streitschriften gegen Hitler und den Nationalsozialismus.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2017
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Umschlagentwurf: Felder Kölnberlin
ISBN: 978-3-89320-226-3

Walther Rode

Deutschland ist Caliban

**Ein Pamphlet gegen den Hinterwandler aus
Braunau und die Deutschen
aus dem Jahre 1934**

**Mit einem Vorwort von
Klaus Bittermann**



**Critica
Diabolis
249**

**Edition
TIAMAT**

INHALT

Der Prophet des Untergangs

von Klaus Bittermann

– 7 –

Vorwort

– 29 –

Ein unglückliches Volk

– 33 –

Führer, Durchführer, Volk

Das politische Urgeschäft	59
Pithekanthropus Hitleri	67
Das überrannte deutsche Volk	75

Innere Angelegenheiten

Speerstücke	83
Deutschland, Deutschland über alles	88
Innere Angelegenheiten	91

Ideologie des Unternehmens

Ihre Literatur	99
Kriegs- und Friedensmenschen	105
Tatsachen und Worte	109
Die Wissenschaft gibt ihren Segen dazu	117

Rand- und Kernerscheinungen

Randerscheinungen	125
Der Mord als politisches Prinzip	132
Die Lust am Truge	138
Nationalistische Justiz	142
Hitlers Sozialismus	151
Deutschland ist Caliban	157

Juden und Judengut

Judenverfolgung	
um 1250 vor Christi Geburt	165
Das Ei des Hitler	167
Was heißt das: Juden?	173

Emigranten

Warten – nicht hoffen	179
Die Mordorganisation	
der Mordorganisationen	183
Einverständnis mit dem Landesfeind	187

Der Prophet des Untergangs

**Ein Großbürger gegen Bürokratie und Justiz:
Walther Rode**

Klaus Bittermann

Als Kurt Tucholsky 1935 im schwedischen Exil Suizid beging, erinnerte sich Ernst Rowohlt in einer Art Nachruf an seine letzte Begegnung mit seinem Autor und schrieb: »Und, lieber Tucholsky, erinnern Sie sich noch an die letzte Nacht unseres Zusammenseins, ich glaube es war im Juni 1933, als wir in Zürich mit dem unvergeßlichen Dr. Walther Rode, Verfasser des Buches ›Justiz‹, den wir beide liebten, tafelten, schöne Schweizer Schnäpse und Weine tranken und dann stundenlang vor dem Hotel ›Baur au Lac‹ auf und ab wanderten und Dr. Walther Rode seine Anklagen gegen Hitler in die Nacht herausbrüllte, so daß uns beiden doch etwas ängstlich wurde wegen der Beschattungen...«

Diese Anklagen, die dieser Dr. Walther Rode da in die Nacht hinaus schrie und die im Januar 1934 als furioses Pamphlet in Buchform erschienen, waren eine Kampfansage, die zwar kaum mehr etwas bewirkt haben dürfte, aber dass er sie trotz der Aussichtslosigkeit in die Welt setzte, das macht aus Walther Rode einen Überzeugungstäter, der daran glaubte, dass man mit den zur Verfügung stehenden Mitteln eines Schriftstellers auf die Nazis und Deutschen adäquat nur reagieren konnte, indem man sich

über sie lustig machte und ihnen »ihre hoffnungslose Zurückgebliebenheit« unter die Nase rieb. Man musste keine zwanzig Semester Politikwissenschaft studiert haben, um zu sehen, dass sich Hitler außerhalb jeder zivilisatorischen Übereinkunft stellte und dass es folglich mit solchen Leuten keine Verständigung geben konnte. »Der von Grillparzer vorausgesagte Übergang vom Nationalismus zur Bestialität hat sich vollzogen«, schrieb Rode. Es war nicht nötig, die Beweggründe Hitlers zu analysieren oder gewundene Überlegungen anzustellen, wohin die nationalsozialistische Reise ging, es lag alles offen vor einem, jedenfalls für jemanden, der sich dafür interessierte, was in der Weltpolitik vor sich ging, denn die Nazis machten kein Geheimnis aus ihren Vorhaben.

Walther Rode war insofern ein Mensch, der einfach nicht willens war, über das staatlich angeordnete Morden, Einkerkern und Verschleppen beflissen hinwegzusehen. Und dazu war, wie Hannah Arendt es ausdrückte, »keine hochentwickelte Intelligenz oder ein äußerst differenziertes Moralverständnis« erforderlich, »sondern schlicht die Gewohnheit, ausdrücklich mit sich selber zusammenzuleben, das heißt, sich in jenem stillen Zwiegespräch zwischen mir und meinem Selbst zu befinden, welches wir seit Sokrates und Plato gewöhnlich als Denken bezeichnen.«

Und wenn, wie Hannah Arendt weiter schrieb, der »totale Zusammenbruch der ehrenwerten Gesellschaft während des Hitlerregimes« uns etwas lehrt, nämlich, »daß es sich bei denen, auf die unter Umständen Verlaß ist, nicht um jene handelt, denen Werte lieb und teuer sind und die an moralischen Normen und Werten festhalten«, dann war Rode jemand, der trotz seiner großbürgerlichen Herkunft sich auf solche Leute bestimmt nicht verließ. Im Wiener Justizapparat hatte er sie zu Genüge kennenge-

lernt, die Beamten, Richter und Staatsanwälte, die im Namen dieser moralischen Normen und Werte Fehlurteile fällten, weil sie sich nicht von Rechtsprinzipien leiten ließen, sondern von ihren Vorurteilen. Rodes Humanität hatte sich in seiner Auseinandersetzung mit der Wiener Justiz herausgebildet, und sein Prinzip, auf der Seite der Benachteiligten und immer den »Bajonettspitzen gegenüber« zu stehen, war für ihn nicht bloß ein hehres Weltbild, das man sich als Großbürger leistete, bevor es zusammenklappte, wenn es hart auf hart ging.

Rodes einziger Erfolg als Intellektueller bestand darin, dass seine Bücher von den Nazis verbrannt wurden, aber zumindest konnte keiner nach »Deutschland ist Caliban« behaupten, dass er nichts gegen diese Bande der Nazis unternommen hatte. Weil aber das, was er schrieb, keine Verbreitung mehr finden konnte, wurde ihm seine Existenzgrundlage, im Sinne der Nazis die Existenzberechtigung entzogen, denn es zählten nur noch die Fakten, die die Nazis geschaffen hatten, nicht mehr das geschriebene Wort.

Inmitten dieser vollkommenen Umkehrung der Verhältnisse, als Leute an der Macht waren, die unter normalen Umständen ein Fall für die Psychiatrie gewesen wären, und vernunftgeleitete Menschen mit einem funktionierenden Gewissen bestenfalls als Spinner angesehen wurden, in der Regel jedoch als Perverse, die es auszurotten galt, inmitten dieser Umkehrung war die Versuchung groß, seine eigenen Überzeugungen über Bord zu schmeißen und sich anzupassen, schließlich stachelte der existentielle und ökonomische Druck die Menschen nicht gerade dazu an, den Helden zu spielen. Dass Menschen wie Walther Rode sich nicht davon beeindrucken ließen, auch wenn er in der Schweiz lebte und deshalb dem unmittelbaren Zugriff der Nazis entzogen war, schützt sie

nicht davor, dass sie auch heute noch als verschroben gelten, denn selbst in der Bewunderung für ihre furchtlose Handlungsweise schwingt das Unverständnis darüber mit, wie man denn sehenden Auges ins offene Messer laufen konnte.

Als Walther Rode 1934 starb, waren seine Bücher in Deutschland bereits auf dem Index gelandet und verbrannt worden, und auch in Österreich fühlten sich ein Jahr, bevor Hitler dort die Regie übernahmen, Beamte so in ihrer Ehre gekränkt, dass die »Preßpolizei« losgeschickt wurde, Rodes Schriften in den Buchhandlungen zu beschlagnahmen. Aber da waren bereits keine Bücher mehr von ihm zu finden. Es blieben auch keine Tagebücher und nur wenige Briefe erhalten und viele seiner schriftstellernden Freunde überlebten die Nazi-Zeit nicht.

Das Vergessen fand also günstige Voraussetzungen und es hielt fast 70 Jahre an, bis im Jahre 2000 sein vielleicht bekanntestes Buch »Knöpfe und Vögel: Lesebuch für Angeklagte« wieder neu aufgelegt wurde. Seither sind verschiedene Einzelbände seiner Artikel und Schriften neu herausgegeben worden und 2007 erschien eine vierbändige Werkausgabe.* Seit 2011 gibt es sogar einen Walther-Rode-Preis, mit dem »journalistisches und publizistisches Schaffen« ausgezeichnet wird, »das sich durch qualitätsvolle und vom tagespolitischen Opportunismus unbeeinflusste Haltung ausweist«.

Der 1876 geborene Walther Rode wuchs in einem großbürgerlichen Elternhaus in Czernowitz auf. Sein

* Herausgegeben von Gerd Baumgartner, der als Band 4 dieser Werkausgabe eine hervorragende und detaillierte Biographie Walther Rodes unter dem Titel »Leben und Werk« verfasst hat, in der er in umfangreicher Recherchearbeit viele Dokumente und Zeitzeugenberichte zusammentrug. Die nun folgende biographische Skizze bezieht sich hauptsächlich auf dieses Buch.

Vater Leon Rosenzweig war Bankier und Reichsratsabgeordneter und hatte literarische Ambitionen. Der Sohn studierte standesgemäß Rechtswissenschaften und promovierte 1900 in Wien, wo er im gleichen Jahr seinen Namen in Rode änderte, vermutlich um nicht schon allein durch den Namen in einer Stadt, in der sogar die Bäume antisemitisch waren und völkische Denker großes Ansehen genossen, als Jude identifiziert zu werden, vor allem, da er sich in der Folgezeit als Anwalt niederließ und bald in aufsehenerregenden politischen Prozessen von sich reden machte.

Rode wohnte im 1. Wiener Bezirk in der Nähe des Landesgerichts für Strafsachen und des Café »Central«, das er vermutlich regelmäßig frequentierte, nicht nur, weil man dort Schriftsteller, Journalisten und Künstler treffen konnte, sondern weil viele in- und ausländische Zeitungen auslagen. 1911 erschien die erste Broschüre Rodes mit seinen Plädoyers aus verschiedenen Verfahren, aber seine Erfahrungen, die er mit Justiz und Bürokratie machte, verlangten nach einem anderen Stilmittel, um die Skandale an die Öffentlichkeit zu bringen. Unter dem Pseudonym »Pamphilus« finanzierte er vermutlich aus eigener Tasche eine Broschüre »Aus der Wiener Justiz«, ein erster Versuch, eine geeignete Ausdrucksform zu finden. Was ihm dabei vorschwebte, formulierte er 1925 so (und man hört darin Anklänge aus der Marxschen Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie): »Gegenstand des Pamphlets ist der Kampf gegen das Erstarrte ohne Sinn, gegen die Herrschaft der toten Vergangenheit über die lebende Gegenwart; der Kampf gegen die unverfolgbaren Verbrechen der Großen, gegen ihre Packeleien, gegen ihre Urteilssprüche.«

Bevor er jedoch die Konfrontation mit den »alten Mächten« von der Verteidigerbank und vom Caféhaus-

tisch aus weiterrücken konnte, wurde er eingezogen. Er musste nach dem Ausbruch des ersten Weltkriegs seiner Pflicht »für Kaiser und Vaterland« nachkommen. Und zwar als »Landsturm-Oberleutnantauditor auf Kriegsdauer«, d.h. er musste seinen Dienst bei einem »Landwehr-Divisionsgericht« in Triest antreten. Rode richtete bald ein Gesuch auf Dienstunfähigkeit an die vorgesetzte Dienststelle wegen einer rheumatischen Erkrankung und wurde schließlich nach einer »Superarbitrierung« (einer ärztlichen Tauglichkeitsüberprüfung) vom Militärdienst befreit. Im März 1915 kehrte Rode nach Wien zurück und nahm seine Anwaltstätigkeit wieder auf.

Ende 1915 wurde in Wien vom liberalen Großbürgertum die »Österreichische Politische Gesellschaft« gegründet, u.a. vom Großindustriellen Max Friedmann und dem Großkaufmann Julius Meisl, der Lebensmittelläden in der gesamten Monarchie besaß. In diesem erlauchten Kreis, der der militaristischen Macht- und Eroberungspolitik ablehnend gegenüberstand, wurden »wichtige Gegenwarts- und Zukunftsfragen auf dem Gebiete der Politik und Volkswirtschaft« diskutiert. Rode stand der ÖPG nahe, denn es ging vor allem darum, möglichst schnell Frieden zu schließen und eine Neuordnung des Staates anzugehen. Dabei wurde Rode in der Öffentlichkeitsarbeit als Redner geschätzt, wie aus einem Brief von Julius Meisl hervorgeht. Die Bemühungen des Vereins sind jedoch vergeblich, weil »die Fraktion derjenigen, die Schulter an Schulter mit Deutschland in den Abgrund marschierten, die Oberhand behielten.« (Gerd Baumgartner).

In dieser Zeit florierte die Kanzlei, und wie Anton Kuh schrieb, war Rode »ein angesehener, wohlhabender Mann, seine wunderschöne Biedermeierwohnung in der Schreyvogelgasse sah Männer wie den Historiker und

Minister Redlich, die Präsidenten des Verfassungs- und Verwaltungsgerichts, ja sogar Monsignore Ignaz Seipel als Gäste«. Vermutlich hätte Rode mit seinen Kontakten in die Politik gehen können. Aber seine Ambitionen, als Schriftsteller und Journalist die Zustände der zusammenbrechenden Monarchie zu kritisieren, überwogen. Er wollte sich nicht in Zurückhaltung üben, die er sich als Politiker hätte auferlegen müssen.

Als Anfang 1918 die demokratisch-pazifistische Wochenzeitung »Der Friede« zum ersten Mal erschien, die laut Polizeibericht von Julius Meinl finanziert wurde und die, wie Egon Erwin Kisch schrieb, »radikal wie keine« war, arbeitete Rode sofort mit und veröffentlichte im Laufe des Jahres zehn Artikel. Zwar erschien »Der Friede« nur eineinhalb Jahre lang, war aber für das politische und kulturelle Leben von großer Bedeutung, weil von der äußersten Linken bis zur bürgerlich-liberalen Mitte alle vertreten waren und die Zeitschrift mit dem für den Literaturteil verantwortlichen Redakteur Alfred Polgar viele namhafte Autoren zu seinen Mitarbeitern zählen konnte wie Peter Altenberg, Henri Barbusse, Hermann Broch, Max Brod, Albert Ehrenstein, André Gide, Maxim Gorki, Thomas Mann, Erich Mühsam, Robert Musil, H.G. Wells und Franz Werfel. So groß die Unterschiede in den Überzeugungen sein mochten, politisch war man sich einig in der Ablehnung des »deutsch-zentralistischen Großösterreich«, für das Tschechen, Polen, Slovenen und Kroaten »Völker zweiter Klasse, patriarchalisch betreute Vasallen« darstellen«.

Karl Tschuppik, ein wichtiger Mitarbeiter des »Frieden« und Schriftsteller, erinnert sich später an diese Zeit: »Am Morgen des 22. Oktober, nach langer Redaktionsnacht, gehen wir, Dr. Walther Rode, der Prophet des Untergangs, und ich, in weitspurige historische Betrachtun-

gen versunken, durch die leeren Gassen des schlafenden Wien. Bei der Oper: ein Wachmann, der Chauffeur eines ramponierten Taxis und ein Straßenkehrer. Der Straßenkehrer, ein alter Mann mit einem kurios verbogenen Knie, den zu kleinen Hut schief auf dem Kopf, ist ganz bei der Arbeit. Mit zäher Beharrlichkeit jagt er jedem widerspenstigen Papierchen nach. »Sonderbar«, sage ich, »die Revolution habe ich mir ganz anders vorgestellt. Wer heißt dem Mann die Arbeit zu verrichten? Wer kümmert sich noch darum, ob er schläft oder kehrt?« Worauf Dr. Rode: »Sie kennen nicht die eigentliche Funktion der Straßenkehrer? Die Mistschaufler halten die Kontinuität der Gesellschaft aufrecht.«

Rode arbeitet Anfang 1919 an einer Wahlkampfbroschüre der Sozialdemokraten mit, die der Schriftsteller Leo Perutz verfasste. Beide waren Stammgäste im Café »Herrenhof«, in dem alles saß, »was politisch und erotisch revolutionär gesinnt war«. Es ging um eine demokratische Gesellschaftsordnung, um die Abschaffung der Adelsprivilegien, um die Wiederherstellung der Grundrechte der Bürger, die während des Krieges aufgehoben worden waren, um das Wahlrecht der Frauen, und für Rode ging es auch um die Beamtenschaft, denn: »Der Beamte stand über den Bürger. Alles bürgerliche Leben durfte nur sprießen innerhalb behördlicher Erlaubnis.«

Was Rode am sozialdemokratischen Programm allerdings störte, war der Anschluss Österreichs an Deutschland, den auch die Deutschnationalen anstrebten. »Lieber im armen kleinen, abgesperrten Österreich verhungern und ersticken, als jener ruhmreichen, weiten Gemeinschaft angehören, in der der Mensch bei Absingung bestimmter Lieder strammstehen muß, weil er sonst erschlagen wird ... Meinetwegen Deutschland über alles – nur nicht über uns. Leider wird es nicht zu verhindern

sein, daß uns Deutschland eines Tages *annektiert* – aber drängen wir uns nicht dazu.« Die Alliierten legten allerdings ihr Veto ein, die Absicht der verfassungsgebenden Nationalversammlung vom 12. März 1919, Deutschösterreich zu einem Teil der deutschen Republik zu erklären, musste zu den Akten gelegt werden. Jedenfalls neun Jahre lang, bis die Befürchtung Rodes doch noch eintrat.

Der Verstaatlichung großer Betriebe stand Rode zwar positiv gegenüber, er war jedoch skeptisch, denn während das »Privateigentum im Großen aufgehört hat, ... werden täglich bei den Bezirksgerichten Hunderte wegen Enteignung eines Kilos Pferdefleisch oder eines Sackes Koks für Diebe erklärt und nach einem zehntausend Jahre alten Gesetz in den Arrest geschickt«.

Auch Rode hatte mitten im Chaos der jungen Österreichischen Republik Mühe, über die Runden zu kommen, weshalb seine nur wenig einbringende literarische Produktion zugunsten seiner Anwaltstätigkeit zurückstehen musste. Dennoch erschien zu Beginn des Jahres 1920 bei C.W. Stern die Broschüre »Wien und die Republik«, die von Egon Friedell in den höchsten Tönen gelobt wurde: »Rein vom schriftstellerischen Standpunkt aus betrachtet, ist dieses Buch eine kulturpsychologische Monographie von erstem Range, und um ein Werk zu finden, in dem das verwickelte und pittoreske Schauspiel der österreichischen Psychose mit einer noch größeren Sicherheit und Feinheit der Witterung, und einer noch stärkeren Präzision des sprachlichen Ausdruckes dargestellt wird, müsste man schon sehr hoch hinaufsteigen«, immerhin fast bis zu den »Letzten Tagen der Menschheit« von Karl Kraus, die Friedell für das non plus ultra hielt.

Rode wurde im Laufe der zwanziger Jahre über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt. Vor allem auch mit seiner Kritik des aufgeblähten Verwaltungsapparates, in

dem sich die Beamten »täglich vermehrten wie die Bettelmönche im Mittelalter«. Dass dies kein kleines Problem war, lässt sich daran erkennen, dass die Einnahmen des österreichischen Staatshaushalts gerade ausreichten, um die 214000 Staatsbediensteten zu entlohnen, von denen wiederum viele gar nichts mehr zu tun hatten, weil Österreich auf sein Kernland zusammengeschrumpft war, und viele Behörden überflüssig wurden, denn es gab in der Bukowina, in Triest, Galizien und Dalmatien nichts mehr zu verwalten.

In einem satirischen Text, der am 1.1.1925 im Wirtschaftsblatt »Die Börse« erschien, rief Rode zur »Ausrottung der Beamten« auf, weil diese Pensionen dafür erhielten, »daß sie 25 Jahre in ihren Ämtern gestunken und die Menschheit belästigt« hätten. Obwohl der Artikel als »Sylvesterschmerz« deklariert worden war, fühlte sich der »Verein der Finanzjuristen« beleidigt und forderte den Ausschluss Rodes aus der Anwaltskammer »wegen Vergehens nach § 300 und § 302 (Aufwiegelung gegen Behörden und einzelne Organe der Regierung und Aufreizung zu Feindseligkeiten gegen einzelne Stände der bürgerlichen Gesellschaft)«. Zwar lehnte die Anwaltskammer das Begehren mit dem Hinweis ab, dass man »mit der privaten journalistischen und literarischen Betätigung Rodes nichts zu tun« habe, aber der »Verein der Finanzjuristen« war nichtsdestotrotz einflussreich, und kein Klient, der mit der Bürokratie in juristische Streitigkeiten geriet, würde einen bei den Behörden derart verhassten Anwalt engagieren.

Da diese Auseinandersetzung für Schlagzeilen in der Wiener Presse sorgte, entging auch Karl Kraus diese Geschichte nicht, aber weil Rode in einigen der von ihm verachteten Blättern schrieb, war er nicht gut auf ihn zu sprechen. Ohne Rode beim Namen zu nennen, schrieb er

in der »Fackel«: »Nun gibt es aber in Wien einen streitbaren Anwalt, der keine solchen Hemmungen des Ausdrucks kennt, sondern mit der eisernen Hand eines Götz von Berlichingen schreibt und wie der Abraham a Santa Clara spricht, was bei Juden selten ist. Ein ganz Urwüchsiger, der die höchsten Richter ›von den kurulischen Stühlen auf die Nachttöpfe setzen« will und bei der Vorstellung eines Beamten gleich aus dem ›Häusl« kommt. Das Reinheitsideal dieses Kämpen, gegen dessen polemische Kraft ich ein Schlucker bin, wäre durch eine Verurteilung des Herren Weiß befleckt erschienen, weshalb er als dessen Verteidiger prophetisch ›den Beginn der Reaktion in Österreich« datierte...«

Die Antipathie ging auf einen Streit zwischen Karl Kraus und dem Herausgeber der Blätter »Die Stunde«, »Die Börse« und »Die Bühne«, dem Budapester Journalisten Imre Békessy, zurück. Békessy war in der kurzlebigen Ungarischen Räterepublik von Bela Kun für die Provinzpresse zuständig, wurde danach vom Horthy-Regime inhaftiert, kam aber bald darauf wieder auf freien Fuß. Das kleine Zeitschriften-Imperium wurde finanziert durch den Spekulanten Camillo Castiglioni, »Skandalblätter, wie man sie in Wien bisher nicht gekannt hatte. Die Reporter der ›Stunde« und ›Bühne« zerrten die privatesten Privatangelegenheiten an die Öffentlichkeit; Scheidungen, Ehekonflikte, Bettgeheimnisse füllten ihre Spalten«, wie Békessys Sohn Hans Habe schrieb.

Békessy sah sich bald mit Beleidigungs- und Verleumdungsklagen konfrontiert und engagierte Rode für die Rechtsstreitigkeiten, in die er verwickelt wurde. Und Rode schien dabei vor allem auf Hans Habe großen Eindruck gemacht zu haben, denn Rode diente ihm sogar als Vorlage für eine Romanfigur, die ziemlich unverändert aus der Wirklichkeit übernommen worden sein dürfte:

»Der riesige Mann mit dem Körperbau eines Gorillas und dem Schädel des Golem war einer der berühmtesten Strafverteidiger Wiens, ein Haudegen von mächtigen forensischen Gaben, dabei, was selten geschieht, ein bedeutender Theoretiker, dessen polemische Schrift gegen den Obersten Gerichtshof weit über die Grenzen des Landes Aufsehen erregt hatte.«

Karl Kraus war die Sensationspresse Békessys natürlich ein Greuel, sicher auch ein gefundenes Fressen, weshalb er in seiner »Fackel« die Forderung erhob: »Hinaus aus Wien mit dem Schuft!« Rode wurde zwar von Kraus nie namentlich erwähnt und auch die Beschreibung als »streitbarer Anwalt« zeugt noch von einer gewissen Hochachtung, aber Rode wird nun automatisch der anderen Seite zugerechnet, obwohl er die ganzen juristischen Konflikte Békessys nicht wirklich ernst nehmen konnte. In einem Brief an Békessy schrieb er: »Ich begreife Ihren Kampf als Räuber- und Soldatenspiel einer Gymnasias- tengupe gegen den Realschüler, der mondainer auftritt, gelbe Schuhe trägt und ein Fahrrad hat. Aber die Streit- teile begnügen sich nicht damit, auf der Straße zu raufen. Sie gehen zum Lehrer. ›Bitte, Herr Lehrer, er hat er- preßt.««

Es dürfte selbst für Karl Kraus nicht einfach gewesen sein, Rode zu einem Objekt seiner Verachtung und seiner Kritik zu machen, denn als Anwalt hatte Rode die gleichen Feinde, die er in seinen Artikeln dem Spott aus- setzte und denen er ziemlichen Verdruss bereitete. Einen seiner großen Erfolge war ein Freispruch, den er gegen den Obersten Gerichtshof erstritt, der ihn angeklagt hatte, in einem seiner Artikel zu »Haß und Verachtung gegen eine Behörde« aufgerufen zu haben.

Voraus ging ein Raubmord im Unterschichtsmilieu, in dem die Wiener Polizei schlampig ermittelte und die

Wiener Justiz nicht minder schlampig verhandelte. Die Verurteilung der 54-jährigen Bediensteten Franziska Pruscha zu 15 Jahren Gefängnis war mehr der Abneigung des Richters gegenüber der Angeklagten geschuldet als handfesten Beweisen. Der Prozess wirbelte eine Menge Staub auf und sogar ehemalige Ministerpräsidenten und Minister bekundeten öffentlich ihr Befremden. Auch Arthur Schnitzler und Alfred Polgar gingen davon aus, dass es im Prozess um recht behalten und nicht um Wahrheitsfindung ging.

Rode veröffentlichte nach der Urteilsverkündung am 9. März 1925 im »Morgen« einen Artikel »Zum Prozeß Pruscha«, in dem er dem Kassationshof »Bösartigkeiten« und »blutigste Verhöhnung« vorwarf und ein Bild zeichnete, das ihm für die Handlungsweise des Gerichts typisch erschien: »Ein Schiffbrüchiger strebt auf das vom Gesetz gedachte Rettungsschiff, und an der Planke dieses Schiffes angekommen, stellt sich ihm ein Gendarm entgegen, prüft, ob die Papiere des Ertrinkenden in Ordnung seien, um ihn in den verschlingenden Ozean zurückzustoßen, weil ein Wort im Passe verschrieben ist.«

Vor Gericht gestellt relativierte Rode seinen Artikel nicht und sagte in seinem Schlusswort vor den Geschworenen: »Ich bin angeklagt, zu Hass und Verachtung gegen den Obersten Gerichtshof aufgewiegelt zu haben. Ich sage Ihnen: ich wollte zu Hass und Verachtung aufwiegeln, weil meines Erachtens der Oberste Gerichtshof in diesem Fall Hass und Verachtung verdient. Meine Herren! Ich weiß nicht, was Sie über mich und diesen Kampf denken. Aber ich sage Ihnen: ich werde meinen vieljährigen Kampf gegen den Obersten Gerichtshof nicht aufgeben, bis er zur Grube fährt, fluchbeladen.«

Die Geschworenen benötigten nicht einmal eine Stunde, um Rode in allen Punkten mit zehn gegen zwei

Stimmen freizusprechen. In der Wiener Zeitschrift »Tribunal« erschien damals eine Karikatur, wie Rode vor dem Gericht erscheint, während die Richter fluchtartig den Raum verlassen. Die Karikatur ist überschrieben mit: »Panik im Kassationshof« und die Unterzeile lautet: »Der Amtsdienner ruft: ›Nächste Verhandlung, Verteidiger Dr. Walther Rode!««

Aber dieser Sieg war natürlich eher die Ausnahme, denn die Justiz saß in der Regel am längeren Hebel, verhängte über Rode wegen Ungebürlichkeiten Geldstrafen, und wenn Rode sich nach Meinung des Gerichts zu sehr erregte, wurde er auch schon mal von der Verteidigung ausgeschlossen. Um sich davon eine Vorstellung machen zu können, lauschen wir einfach kurz mal in eine Verhandlung gegen Békessy hinein.

»Rode: Wir wollen den Beweis erbringen, daß der Prozeß gegen den hervorragenden Chefredakteur des ›Abend« der Beginn der Reaktion in Österreich ist [über diese Bemerkung macht sich Karl Kraus später lustig, siehe S. 17], daß sich alle ertappten Diebe und Heinzelmännchen der Bürokratie zusammenrotten, um diesen Mann umzuschmeißen.

Vorsitzender: Was verstehen Sie unter Heinzelmännchen?

Rode (schreiend): Jene geschäftige Bande, die diesen Prozeß zusammengezimmert hat.

Vorsitzender: Wollen Sie nicht Namen nennen, die Sie zu dieser Bande zählen?

Rode: Darüber brauche ich keine Auskunft zu geben.«

Dass es langsam enger wurde und die schönen Caféhaustage zu Ende gingen, wurde deutlich, als sich ein enger Freund, der ungarische Schriftsteller Lajos Hat-

vany, nach Ungarn locken ließ und vom Horthy-Regime sofort verhaftet wurde. Zwar setzten sich sogar Thomas Mann, Gerhart Hauptmann und der österreichische PEN-Club für ihn ein, aber die Resolutionen wurden ignoriert. Auch Rode setzte sich für Hatvany ein, verknüpfte aber seinen Aufruf zur Freilassung mit der Forderung nach Meinungsfreiheit, die der österreichische Staat in diesem Fall nicht gewährte: »Gegen das Verbot aber, die ungarische Nation und den ungarischen Staat zu schmähen, wenn diese schmäzlich verfahren, wenn eine Regierung sich durch Mord und Raub am Ruder behauptet, muß gestritten, es muß das Recht des Einzelnen auf den Kampf gegen den Gewaltstaat bis auf das Äußerste verteidigt werden. Törichte Hoffnung, ein tagendes Gericht Horthys durch Gewinsel einzunehmen. Der politische Prozeß ist ein Racheprozeß.«

Man muss nicht allzuviel Phantasie bemühen, um zu sehen, dass einem keine grandiose Zukunft als Anwalt offensteht, wenn man der Ansicht ist, »daß man dem Übel der Justiz überhaupt und der reißenden Gefahr der freudig erzürnten Justiz am ehesten beikommt durch systematische Justizlästerung, durch offenen Hohn durch Frontalangriffe an Ort und Stelle.« Und man muss auch sonst keine Phantasie bemühen, um zu wissen, dass die Zukunft eines Mannes insgesamt nicht rosig aussieht, wenn derjenige schreibt: »Ich stehe nicht auf der Seite des Gewehrkolbens, sondern immer den Bajonettspitzen gegenüber, jenseits des aufgepeitschten Mutes der Frontkämpfer. Ich lehne ab die Bestimmungsmensuren des Herdentieres. Mir ist das Schwein von einem Angeklagten lieber als alle Gerichtshöfe der Welt.«

Rode resignierte. Sein Freund Anton Kuh schrieb: »... mit einem Berserker-Ingrimm und fast schon an der Grenze des Querulatorischen packte er die Justiz immer

wieder an einem anderen Ärmel – bis der Bann über ihn gesprochen, der Boykott ein vollständiger, die blühende Kanzlei zerstört war.« Rode verließ Wien und zog 1928 in das Tessin, wo er versuchte, sich mit journalistischen Artikeln u.a. für das »Prager Tagblatt« und die Berliner »Weltbühne« und als Schriftsteller über Wasser zu halten. Seine Bücher, wie das zuerst in Angriff genommene »Justiz«, das im Rowohlt Verlag erscheinen sollte, und »Knöpfe und Vögel«, in dem Rode seine Erfahrungen mit der Justiz verallgemeinert und z.B. eine Typologie des Richters entwirft, werden begeistert besprochen. In der »Weltbühne« schrieb Kurt Tucholsky: »Das ist eine Herzerfrischung. Rode, dessen ›Beamtenpyramide‹ ein Pamphlet großen Stils ist, nennt das Kind und alle Kinder der Justiz bei ihrem richtigen Namen; daran können sich deutsche Anwälte, die dergleichen nie wagten, ein Beispiel nehmen.« Und Anton Kuh schrieb, ebenfalls in der »Weltbühne« einen großen Essay über »Knöpfe und Vögel«, in dem er prognostizierte, dass Rodes Buch »unsre Zeit überdauern und als ein Vermächtnis ingrimmiger Menschlichkeit an die Nachwelt kommen wird wie die Justiz-Bilder Daumiers oder die Satiren Swifts, die Charaktergemälde La Bruyères.«

Aber obwohl die Bücher mit einer Auflage von 5000 sich durchaus beachtlich verkauften, konnte Rode von den Tantiemen seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten, weshalb er auch als Korrespondent des »Prager Tagblatts« arbeitete, um über den Völkerbund in Genf zu berichten, was immerhin den Vorteil hatte, dass er eine »unbeschränkte Niederlassungsbewilligung in der Schweiz« erhielt. Dabei entstanden nicht nur Korrespondentenberichte, sondern auch wunderbare kleine Vignetten, in der der Verlust Wiens mitschwingt: »Genf ist die Stadt, wo die Millionäre aus Geiz zu Fuß gehen, wo der

Mensch sich nicht getraut, die Beine übereinander zu legen, die Bürger stundenlang, ohne einen Laut von sich zu geben, in Predigten und Vorlesungen sitzen. Die Mädchen von Genf blicken nicht auf; Kinder müssen importiert werden.«

Mit der Machtergreifung der Nazis wurden Rodes Bücher als »unerwünschtes und schädliches Schrifttum« klassifiziert und die deutschsprachigen Blätter, für die er schrieb, mussten nach und nach schließen. Gleichzeitig aber wurden in Prag »Die neuen deutschen Blätter« ins Leben gerufen und auch der Malik-Verlag setzte seine Tätigkeit fort. Und die von Klaus Mann herausgegebene »Die Sammlung« erschien im Amsterdamer Querido-Verlag, und in Frankreich gab es eine deutschsprachige Zeitung, das »Pariser Tageblatt«. Diese ganze Entwicklung verfolgte Rode aufmerksam, und als der deutsche PEN-Club am 23. April 1933 beschloss, »fortan im Gleichklang mit der nationalen Erhebung zu arbeiten«, trat Rode der neu gegründeten PEN Gruppe deutscher Schriftsteller im Exil bei.

In einem Brief vom 2. Juni 1933 schrieb Rode an Schoenberner: »In der Hauptsache warte ich, bis jenen [Adolf Hitler] der Schlag trifft. Lange allerdings werde ich nicht mehr warten können. Er jedoch, bekannt ordinärer Mensch, läßt sich nicht drängen. Zum Zeitvertreib schrieb ich: Deutschland ist Caliban, was, so Gott will, in Zürich Europa-Verlag erscheint.« Er bittet um Buchhandelsadressen in Nizza und Monte Carlo, damit sein Werk wenigstens unter den deutschen Flüchtlingen Verbreitung findet. Und schließlich: »Bei Joseph Roth war ich unlängst in Rapperswil, wo er mit seiner Negerprinzessin lebt. Er ist meistens besoffen. Wir haben eine Stunde unflätig über die Piefkes geschimpft. Schließlich sind wir vor Lachen buchstäblich unter den Tisch gefallen bei

Erinnerungen an die Scene wie Hagen Tronje, bei Etzel zu Gast, dessen fünfjährigem Söhnchen den Kopf abhaut, worüber die Deutschen heute noch lachen. Es ist tatsächlich ein gelungener Scherz. Das ist deutscher Humor.«

Im Sommer 1932 lernt Rode möglicherweise durch Tucholsky das Ehepaar Aline Valangin und Wladimir Rosenbaum kennen und besucht die beiden seitdem häufig in ihrem Landhaus, in dem auch viele andere Künstler ein und aus gehen, wie z.B. der Schweizer Bildhauer und Architekt Max Bill, Max Ernst, Meret Oppenheim, Ignazio Silone u.a. Rode spielte meistens mit Rosenbaum Schach, im Gespräch »tischte er gern und oft boshaft auf, was er in den vielen Zeitungen, die er täglich las, an Schlimmem entdeckte«, wie Aline Valangin in ihrem Tagebuch notierte, die ihn im übrigen »entschieden unterhaltend« fand. Auch Max Bill erinnerte sich an Rode: »Sein Hinterteil war umfangreich, sein Kopf war kahl und eiförmig, er trug eine braun und grün gewürfelte Joppe, die im Kreuz von einem einzigen Hornknopf gespannt wurde. Das Bild eines in bayerischer Tracht steckenden Zwergelefanten drängte sich unwillkürlich auf.«

Auf »La Barca«, wie das Anwesen des Ehepaars hieß, war Rode auch am 12. August 1934 eingeladen und spielte mit dem Hausherrn wie üblich Schach, bevor die beiden »seufzend und lachend aufstanden, um sich für den Abend zurechtzumachen«. In einer Ecke stehend, sah Rode »ganz in Bewunderung« versunken einem schönen Mädchen in Dorftracht beim Tanzen zu, bis diese ihre »Zoccoli« (flache Holzschuhe) verlor und mit nackten Füßen weiter herumhüpfte. Rode habe, wie Aline Valangin ihrem Biografen erzählte, »gejubelt und ausgerufen: ›finalmente, endlich‹, und sei mit diesen Worten zu Boden gesunken«. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod des neunundfünfzigjährigen Rode feststellen.

Rode wurde zwar noch einmal mit Nachrufen geehrt und gewürdigt, und Rodes Freund Anton Kuh glaubte fest daran, dass Rode »unvergänglich auf eine andere Art wie die Säulen der Pantheons und Literaturgeschichten« sei, aber mit dem Beginn des »Tausendjährigen Reichs« wurde die Erinnerung an ihn ausgelöscht, weil die Nazis dafür sorgten, dass auch seine Freunde nicht überlebten, die ihn ins kollektive Gedächtnis der Nachkriegszeit hätten zurückholen können. Kurt Tucholsky wählte 1935 den Freitod, Rudolf Olden kam 1940 um, als das Schiff nach Amerika von deutschen U-Booten torpediert wurde, im New Yorker Exil starben Anton Kuh 1941, Franz Blei 1942 und Roda Roda 1945, und Joseph Roth hatte sich bereits 1939 zu Tode getrunken.

Franz Schoenberner schrieb in der »Sammlung« über Rode von dem »vielleicht letzten Polemiker und Pamphletisten jenes großen Stils, wie ihn gerade die deutsche Sprache nur in seltenen Glücksfällen erreicht hat.« Walter Tschuppik verglich Rode mit dem französischen Meister des Pamphlets Paul-Louis Courier und schrieb: »Rode war ein außergewöhnlich großer Mensch und ein außergewöhnlicher großer *Schriftsteller*.« Und sogar Thomas Mann, der »Deutschland ist Caliban« zumindest registriert, vielleicht sogar gelesen hatte – vermutlich hatte Rode ihm das Buch zuschicken lassen –, war der Tod Rodes einen Eintrag in sein Tagebuch wert.

Aus der hohen Kunst der gut begründeten Polemik und des heftigen Pamphlets, das überspitzt, aber argumentierend daherkam, und an dessen stilistische Feinheiten man seine Freude haben konnte, hatten die Nazis plumpe Propaganda und blutigen Ernst gemacht. Wenn Rode dem Richter seinen Hass und seine Verachtung entgegenschleuderte, dann wussten die Geschworenen genau, wodurch dieser Hass und diese Verachtung hervorgerufen

worden waren, und sie haben keinen Moment daran geglaubt, dass Rode diesen Richtern auch nur ein Haar krümmen würde. Taten es die Nazis, handelte es sich um ein Todesurteil. Das sollte man vielleicht bedenken, bevor man die Nase über die Unversöhnlichkeit Rodes rümpft, die manchen als rabiates Berserkertum erscheint, als Unvernunft gar, weil ihm die Vernunft fehlte, sich mit dem von der Wiener Justiz legitimierten Unrecht zu arrangieren und noch weniger mit der Willkür der Nazis.

Ob Rode bewusst war, dass die Erinnerung an ihn völlig ausgelöscht werden würde, lässt sich im Nachhinein nicht mehr sagen, aber man darf bezweifeln, dass ihm der Nachruhm seines Werks übermäßig viel bedeutet hätte, jedenfalls nicht so viel, dass er Vorkehrungen hinsichtlich seines Nachlasses getroffen hätte. Zumindest war ihm klar, dass Hitler keine periphere Erscheinung war, wie viele glaubten, die diese Hoffnung schließlich sogar mit ihrem Leben bezahlen mussten, weil sie nicht rechtzeitig aus Deutschland geflüchtet waren. Rode war ein Intellektueller, und Intellektuelle neigen häufig dazu, ihren eigenen Kulturbetrieb für bedeutend und für die Welt zu halten, weshalb sie vorwiegend damit beschäftigt sind, zu warnen und zu mahnen, anzuklagen und zu kritisieren, wenn es dann allerdings darauf ankommt, stellen sie oft eine erstaunliche Flexibilität unter Beweis, um sich auf die Seite der neuen Machthaber zu schlagen und wie die deutschen PEN-Mitglieder ihr opportunistisches Handeln als »Gleichklang mit der nationalen Erhebung« zu verbrämen. Rode war dieses Verhalten aber zutiefst fremd, und das schon allein deshalb, weil er häufig mit der Wiener Justiz zusammengerasselt war, d.h. er wusste, wie diese Leute ticken und dass sie ohne Probleme und ohne die geringsten Gewissensbisse dazu in der Lage sind, andere über die Klinge springen zu lassen, die sich

nichts hatten zuschulden kommen lassen als ihre Armut oder ihre Herkunft.

Die Kompromisslosigkeit, die Rode mit seinen Pamphleten an den Tag legte und die ihn durchaus einzigartig machte, bedeutete auch, dass ihm falsche Zurückhaltung fremd war. Für ihn war jede Überlegung, wie man auf Hitler zugehen und mit ihm verhandeln könnte, um ihn von seinem frevlerischen Tun abzuhalten, wie sich Brücken der Verständigung bauen ließen, um das Schlimmste zu verhindern, vergeblich, weil all das nur den Nazis nutzen würde, nicht aber denen, die noch etwas retten wollten. So ehrenhaft also das Motiv sein mag, einen noch so geringen Konsens zu finden, um wenigstens ins Gespräch zu kommen, den Dialog nicht abreißen zu lassen, den viele Intellektuelle zur AfD und ihren Wählern suchen, um »die Menschen nicht zu verlieren« oder um die nationale Einheit nicht zu gefährden, es war schon damals vollkommen falsch und unnütz, denn die Nazis kennen keine vernunftgeleiteten Argumente, vielmehr setzt sich ihr krudes Weltbild aus Irrationalität und selbst zusammengestapelten Verschwörungstheorien zusammen, und auf diesem Parkett lässt sich schlecht tanzen ohne auszurutschen und sich die Knochen zu brechen, weshalb die Nazis immer nur ein Fall für die Polizei und die Justiz sein können, nie aber der vorurteilslosen Annäherung.

Man muss nicht an jeder Mülltonne schnuppern, um zu wissen, dass es stinkt. Falls man also bei Walther Rode nach etwas suchen will, das heute noch aktuell ist und nicht nur historisch und seiner Zeit verhaftet, dann ist es die Unversöhnlichkeit gegenüber Nazis und ihrer Vorstellungswelt, aber auch gegenüber der Unfähigkeit von Menschen zu moralischem Empfinden und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Elend anderer.